

Unterhaltungsblatt des Vorwärts

Nr. 36.

Freitag, den 20. Februar.

1914

41

Gyldholm.

Eine Landarbeitergeschichte von J. Skjoldborg.

Daß sie ihn auslachen, ist ihm ganz gleichgültig. Es ist, als lähe und höre er nicht, einerlei, ob sie weinen oder lachen. Er sitzt, als wäre er der einzige Mann im ganzen Zimmer.

Dann klappt wieder der Deckel des Bierkrugs; man klopft auf den Rand der geleerten Schüsseln, und das Küchenmädchen erscheint mit einer neuen Auflage.

Mit ihr zugleich schlüpft ein kleiner Junge in die Leuchte. Er scheint hier wohlbekannt zu sein und gewohnt, bald hier, bald dorthin zu gehen, wie es ihm beliebt — gleich Hunden und Katzen. Mit seinen rauhen Händen, seinen geflickten Kleidern und seinem Brotbeutel, den er wie die Erwachlenen in einem Schulterriemen trägt, sieht der kleine Kerl genau so aus, wie die verkleinerte Ausgabe eines Gyldholmer Händlers, der von seiner Arbeit kommt. Zumal wenn er mit vernünftigen Gesicht schwerfällig und ungeschickt mit eingeknickten Knien in seinen großen Holzschuhen über die Diele schreitet.

Das ist Klein-Eiler vom Schneckenhaus. Er hat schon angefangen, allerlei Verrichtungen auf dem Gut auszuführen, wo sein Vater und seine Mutter ihr Leben lang gearbeitet haben.

Eiler legt die Arme auf den Tischrand und stellt den rechten Fuß auf den linken Holzschuh, um besser die Figur betrachten zu können, die der eine Knecht in die Tischplatte schnitzt. Er steht und schaut mit bewundernden Augen zu.

Dann fragt der Knecht: „Wo ist denn Dein Vater in dieser Zeit?“

„Er trinkt in diesen Tagen . . . Soll das Schiff nicht auch noch ein Segel haben?“ Eiler zeigt mit seinem kurzen, dicken Finger, dessen Nagel ganz im Schmutz vergraben ist, auf die Schnitzerei.

„Was sagt nu Deine Mutter, wenn er trinkt?“

„Das weiß ich nicht —“

„Gaut er?“

„Nur, wenn er wütend ist . . . Kannst Du auch einen Mann ausschneiden?“

„Ja — ha!“

„Was für'n feines Messer Du hast!“ Eiler wischt sich die Nase und schniffelt und beobachtet mit großen Augen den blanken auf dem Horngriff eingelegten Messinganker.

Nach einer Weile fragt der Knecht grinsend: „Ist es wahr, daß der Verwalter kommt und bei Deiner Mutter liegt?“

„Das weiß ich nicht.“ Eiler trabt still nach dem anderen Ende des Tisches, wo zwei Knechte sich gegenseitig von der Bank zu schieben suchen. Jetzt, wo sie mit der Mahlzeit fertig sind, beginnen sie nämlich zu spielen.

Doch Per Holt sagt — und jeder muß es hören, wenn er spricht, denn er hat eine durchdringende Stimme: „Ich könnte meiner Seel' noch Krug und Schüssel mit auffressen, so hungrig bin ich!“

„Dann nur immerzu!“ kommt es trocken und ganz langsam aus dem Mund des Schweinehirten, der endlich den letzten Bissen geschluckt hat und sich nun den Mund wischt.

„Was — bist Du noch lebendig, Michel!“ lacht Per.

Anders heißt ein Stück Kautabak ab und wirft dazwischen: „Du kannst Dir ja ein Schweineohr hinterher leisten.“

„Bfui Teufel!“ Per spuckt, als hätte er eine Kröte im Munde.

Einer der jungen Knechte, der schlaff und schlaftrunken dageessen, wird plötzlich lebendig und fragt, wer ein Schweinsohr mit einer Kartoffel treffen kann.

Und nun wird geworfen. Schlag auf Schlag und Schlag auf Schlag klatschen die Kartoffeln gegen die Wand, die nach und nach mit Kartoffelmehl überklebt wird, während die Reste nach allen Seiten herabrieseln.

Darüber lacht Klein-Eiler.

Das Küchenmädchen öffnet die Tür und ruft ihn.

„Kannst Du hierher kommen zu mir, Klein-Eiler?“ sagt sie freundlich.

„Na — sollst Du nun die Brust haben!“ bemerkt einer lachend.

Doch Eiler folgt schnell dem Küchenmädchen.

„Sollen wir denn jetzt zu den Mädchen rausgehen?“ sagt Per Holt, zieht die Hose hoch und wiegt die Schultern.

In diesem Augenblick tauchen ein paar Knechte aus Halling auf. Sie möchten gern mit hineinschlüpfen. Sie haben Brantwein in der Tasche, denn sie wissen ganz gut, was es einen Fremden kostet, in die Gyldholmer Spinnstube hineinzugelangen.

In der Spinnstube, wo schon die Ofenwärme eine gewisse Gemütlichkeit erzeugt, lassen die Mäde ihr Mundwerk laufen. Sie schwaben und lichern. Trotzdem sitzen sie nicht fest auf dem Platze und lauschen gespannt — als erwarteten sie, die Schritte der Knechte auf der Treppe zu hören. Und als die vielen Holzschuhe wirklich zu donnern beginnen, verpflanzt sich der Schall weiter, wie ein elektrischer Schlag. Eine ganze Anzahl junger Knechte mit kräftigen Gliedmaßen schlüpft durch die Tür, was auf die Mädchen ungefähr ebenso wirkt, als kibeke sie jemand unterm Arm.

Nas Buns ist auch darunter. Er setzt sich an den Ofen und schaut mit seinen unruhig hin und her flackernden Augen nach Sophie.

Sophie ist zierlich gebaut, eigentlich hübsch, mit regelmäßigen Zügen, hellblond und mit guten Augen, die einen zärtlichen Ausdruck haben, als wandere sie fortgesetzt im Liebesrausch. Ihre Bewegungen sind weich, und entweder ist sie träge oder auch sie bewegt sich so, weil sie augenblicklich schwanger ist.

Sophie gehört Per Holt, und sie verkehren miteinander wie Mann und Frau.

Doch Nas kann seine Augen nicht von ihr wenden. Spricht sie mit ihm oder schaut sie ihn nur an, dann fahren seine Augen wie wild umher, was sowohl sie, als auch alle anderen amüsiert. Und darum tut sie es nicht so selten.

Erst sind die Knechte unruhig, trippeln, stehen bald auf dem einen, bald auf dem anderen Bein, heben sich auf die Fußspitzen, schlagen ein Bein übers andere.

Und namentlich die Pfeisenschlänche krümmen und drehen sie über Gebühr.

Sie wiegen sich in den Hüften, wippen mit den Knien und halten die Waden straff.

Dann beginnen die Augen zu blitzen und Knechte und Mäde stoßen und puffen sich gegenseitig.

Und nach und nach könt aus den Winkeln der Spinnstube ein Flüstern und Tuscheln und Schwaben und Lichern mit einzelnen kleinen Schreien untermenst, bis die Luft warm genug ist, um allerlei Worte zuzulassen.

„Hör', Annakattrin!“ sagt ein blondhaariger Knecht zu einer kleinen, lachenden, stumpfnasigen Dirn. „Willst Du mir nicht diesen Knopf hier festnähen — sonst helfe ich Dir ein andermal auch nicht.“

Sie lacht, daß ihr ganzes Zahnfleisch sichtbar wird. Er kibeke sie am Halse, während sie näht, und sie sticht ihn dafür mit der Nadel.

Annakattrin ist immer in Bewegung. Sie kneift Per Holt in den großen Zeh. Er packt sie mit seinen starken Armen und blickt sie mit den schwarzen, unter zusammengepressten Brauen funkelnden Augen an. Sie läßt es ruhig geschehen, und doch sitzt Sophie daneben und stopft Per Holts Strümpfe.

Dann läuft Annakattrin hin und setzt sich auf Nas Buns Schoß. Doch er stößt sie fort: „Du, laß das! Du, laß das!“

„Willst Du gefälligst meinen Liebsten in Ruhe lassen, Annakattrin!“ scherzt Sophie.

Die Leute amüsieren sich darüber.

„Nun sollst Du meiner Tren die Nase greifen, Nas!“ ruft Per.

Nas schaut stummstinnig auf und sagt nur in einem fort: „Du, laß das! Du, laß das!“

Und die ganze Spinnstube will sich ausschütten vor Lachen.

Doch Stine Kolds scharfgeschnittenes, herbes Antlitz ist ohne Lächeln. Sie sitzt da, als sei sie eingehüllt in unnahbare Kenschaft.

Inzwischen wandert Annatrin von Hand zu Hand, so daß ihr strähniges Haar schließlich ein unentwirrbarer Wust ist. Doch sie lacht unter diesem Wust hervor und endet schließlich bei dem hellodigen Knecht, mit dem sie bald darauf in das Schlafzimmer verschwindet.

Am Fenster drüben stehen ein Knecht und ein Mädchen allein. Sie hat ihr Tasglicht an die Fensterbank gedrückt und sie beugt sich über seinen kranken, geschwellenen Finger, von dem sie vorsichtig den Leinwandverband löst. Er stöhnt mit verzerrtem Gesicht und flucht. Doch sie lockert den Verband immer mehr, und ihr leises Sprechen klingt beschwichtigend und beruhigend.

Der bläuliche Nagel liegt ganz lose in einer gelblichen Masse, und der dicke, entzündete Finger zittert wie vor Kälte, als er ihn ausstreckt, während sie den heißen Verband host.

Ringsumher im Zimmer wird gespielt und gekost. Um Maren bemühen sich zwei: Nis und ein Fallinger Knecht.

Sie ist groß und blühend. Ihre Wangen glühen in einem feinverzweigten Netz blauroter Adern und ihre Augen funkeln in starker Sinnlichkeit.

Es ärgert Nis, daß sie dem Fallinger Knecht den Vorzug gibt, und darum sagt er spöttisch: „Neulich abends warst Du weniger feilich, als ich bei Dir war.“

„Du bei mir, das ist Rüge!“

„Was heißt das, Du Schlampel!“ Nis runzelt die Brauen.

„Zawohl — denn ich war ja bei Dir.“

Sie lacht laut auf.

Das tun die anderen auch.

Mit Ausnahme von Ras.

Seine Augen funkeln. Denn Sophie neigt sich zärtlich über Per Holt, der in der Ecke sitzt und den Arm um ihren Weib geschlungen hat.

Während so überall laute Fröhlichkeit herrscht, geht die Uhr auf, und ein Weib schreitet durch das Zimmer. Es ist Malle; sie befindet sich im letzten Stadium der Schwangerschaft.

In der Spinnstube herrscht einen Augenblick lautlose Stille.

Sie nimmt etwas aus einer Kommodenschublade und geht wieder.

„Ach, das arme, dicke Ding!“ sagt Sophie mitleidig.

„Es kann fürwahr jede Stunde losgehen. Und dabei ist so wenig Stroh in ihrem Bett!“

„Nun, dafür wissen wir Rat!“ sagen ein paar junge knappe Knechte und springen auf. (Fortf. folgt.)

Operation.

Tagebuchblätter aus dem Krankenhaus.

[Schluß]

Von Robert Reinert.

Wechselvolle Wochen vergehen. Körper und Aerzte bleiben Sieger. — Auf den Spaziergängen im Garten, in den weiten, lustigen Korridoren, im Gesellschaftsraum lernen sich die Kranken kennen, besuchen einander auf den Zimmern, sprechen sich aus. Wieviel körperliches Elend, von dem der Gesunde draußen keine Ahnung hat, wieviel bewundernswerte ärztliche Kunst! — Der Wädergeselle und der junge russische Fürst sind bei mir zu Gaste. Der Wädergeselle erkundigt sich in seiner stillen demütigen Art, ob Westfalen weit sei, ob man dort billig lebe, ob es schön sei und ob dort gute Menschen wohnen. Er hätte da einen Vetter und möchte in ein paar Tagen nach seinem Austritt aus der Klinik hin. Der gute Kerl weiß noch nicht, daß er in ein paar Tagen auf dem Operationsstische liegen wird. Der bereits schweroperierte junge Russe sucht uns mit übertriebenen lebhaften Gesten, die den Taubstummen eigen sind, — auf dem Boden knieend — die Tragödie seines Lebens verständlich zu machen. Der Vater ermordet, seine des Sohnes Mission, an dem hochgestellten Reichelmdorber nach dessen Freilassung aus dem Gefängnis blutige Rache zu nehmen. Er hebt zähneknirschend acht Finger in die Höhe — in acht Jahren ist es so weit. — Mit offenem Munde starrt der Wäder in das unheimliche Temperament einer ihm fremden Welt.

Vom Korridor schallt plötzlich eine helle Stimme in die Zimmer und Säle. „Der Stabsarzt, der Stabsarzt!“ sagt einer zum anderen, als wenn er ihm etwas Liebes, Freudiges sagte. Ein warmes Gefühl der Dankbarkeit und Freundschaft huscht über jedes Gesicht. Sie lieben ihn alle. Der Lehrer, der Tapezierer, der Eisenbeschmiger, der Redakteur, der Fingearbeiter, der Doktor, der Schneider und was sie noch alle sind.

Er hat für jeden einen guten Blick, ein freundliches Wort. Er bringt zu jeder Stunde Leben und Licht. Sein fröhliches, sieghaftes Lachen klingt wie Musik in der eintönigen Gesekmäßigkeit des

Spitallebens. Sie wissen alle, daß er ein ausgezeichnete Arzt und Operateur ist, dazu ein feinfühligere, liebenswürdiger Mensch. Und alle sprechen sie in den höchsten Tönen von ihm, so wie man von seinem Wohltäter spricht. Der junge Russe und der Wädergeselle haben eilig mein Zimmer verlassen. Keiner verläßt die Gelegenheit, ihm zu begegnen.

Ich stehe an dem übergroßen Fenster meines Zimmers und sehe, wie der Herbstwind schonungslos die letzten Blätter von den Bäumen reißt. An einem heißen Sommertage war ich gekommen. Und wie so oft in diesen Tagen — abgeschnitten von dem Toben der Welt — suche ich mein Leben zusammenzuflicken. Aber ich kann es nicht. In diesen Mauern erhielt es eine Brestche. Zwischen dem Augenblick, da ich unter der Chloroformmaske das Bewußtsein verlor — bis zu dem Laut menschlicher Stimmen, der mich erwachen ließ, ist etwas, das ich nicht einfügen kann. Herausgerissen aus meinem Erdenbaisein liegt es — ein Edelstein von unbeschreiblichem Wert — still und fremd auf einem schlichten grauen Kleide. — Meine Phantasie sucht nur zaghaft, mit einer Art geheimnisvoller Furcht, die Welt auf, der ich im Zustand der Narose angehört. Gleichsam, als ob es sich um einen Vereich handelte, der nicht für menschliche Dimensionen bestimmt ist. Und nur ein starker Wissenstrieb, unstillbare Neugierde kann die sonderbare Scheu, das Zittern in mir überwinden — vor jenen rätselhaften Augenblicken, die das Erhabenste meiner bisherigen Lebenseindrücke sind. Ich habe mir vorgenommen, sie, so sehr sie mich auch immer wieder erregen, einfach und schlicht — ohne jeden Ueberschwang — zu erfassen. Nur dann können sie mir in der kristallinen Wahrschaffigkeit, der ich nicht bis ans Ende meiner Tage verlustig gehen möchte, erhalten bleiben. Denn das ist das Wunderbare dabei: nicht schmerzhaft, nicht erlogen, kein Traum war dieser Zustand. Am Traume hängt alle irdische Beschwerlichkeit, der Traum wiederholt Erscheinungen, Vorkommnisse aus der Wirklichkeit oder aus der Phantasie — wenn auch tausendfach variiert, märchenhaft, verdrückt. Der Mensch, das Leben, die Welt erscheint im Traume in unerreichbarer Schönheit, Häßlichkeit, Größe — in jeder möglichen Richtung gleichsam karikiert. Wenn also auch durchaus nicht mit der Wirklichkeit identisch, geben beim Traume doch existierende, irdische Gefühlszusammenhänge den Ausschlag, die Bedeutung.

Dies hier hat nichts mit Traum oder Mensch zu tun. Reue, vom Körperlichen unabhängige Empfindungen — Gesichte von so unerhört klarer, bestimmter Eindringlichkeit, daß sie aufhorchen, Gesichte zu sein, erkannt, respektiert in voller Deutlichkeit als etwas einer anderen Wirklichkeit Angehörendes, dort mit uns, in uns Lebendes — dazu ein wundervolles Gefühl der Bewegung — mit keiner anderen Bewegung im entferntesten vergleichbar. Man fliegt dahin — ins Unendliche — sicher, furchtlos, majestätisch, körperlos — ohne jede Zeit- und Raumvorstellung. Dieser Zustand ist nicht süß, nicht paradiesisch — eher frei, groß, mächtig, — obgleich man sich dessen nicht bewußt ist. Ohne Erstaunen, ohne Bewunderung hat man plötzlich von etwas Selbstverständlichem, einem zukommendem Besitz ergriffen. — — Man hört und sieht niemand und nichts — und doch ist es, als ob einem in den unermeßlichen Weiten nichts entginge. Man ist allein — hat keine Nächsten, keine Freunde, keine Angehörigen, auch nicht die Vorstellung von ihnen — und doch ist man wie von wärmender Liebe erfüllt. Man fühlt sie alle! Sie müssen da sein, irgendwie mit uns vereinigt.

Spreche ich von Gefühlen, die im Vereich des Pantheismus liegen? Nichts liegt mir ferner. Ich versuche redlich, meinen damaligen Zustand in mein irdisches Begriffsvermögen zu übersehen. Ich spüre, wie ich dabei jeden Augenblick auf Widersprüche stoße. Ich möchte die einfachsten Worte wählen — aber die Erinnerung reißt mich gebieterisch zu den Superlativen. Sie springen in grotestker Eilfertigkeit an die Erklärung dieses Unerhörten. Und jedes Bild zerrt es auf ein abscheulich kleines menschliches Niveau. — Alle unsere Begriffe haben hier ihre Bedeutung verloren.

Es ist, als hätte man das Wesen der Unendlichkeit plötzlich erfaßt. Man ist in ihr, mit ihr, man ist selbst die Unendlichkeit. In einem Meer edelster Wonnen, gigantischer Größe, schrankenloser Freiheit — da — da — was ist das?! Ein jäher Ruck, wie wenn die Gondel eines Luftballons auf die Erde schlägt. — Ein ungewohnter Laut, mitschwebend. — Jetzt höre ich es deutlich — eine menschliche Stimme ruft! — — Ich will nicht!! Laßt mich!! Ich will nicht!! — Noch, aufdringlich, rücksichtslos ist dieser Eingriff. Alles in mir sträubt sich gegen die Rückkehr in das alte Leben voll Häßlichkeit und Qual. — Noch bin ich wie von einer unsichtbaren Hand zurückgehalten — aber im nächsten Augenblicke da mich etwas Stärkeres in einem gewaltigen Sprunge herübergerissen zu ihnen, die eben zu mir sprechen.

Wüde öffnen sich die Augen — die Hände regen sich unter freundlichem Druck — und schon bin ich erdenhaft und klein. Ein leises Blütsgefühl zieht durch meinen Körper. Dies also ist das Erwachen aus der Narose. „Glücklich überstanden.“ Ich werde wieder gesund! Welche Freude, daß ich wieder unter Menschen bin! Ich sehe sie erstaunt an und höre andächtig ihre Stimmen. Wie gut und edel erscheinen mir alle. Gerührt drücke ich ihnen die Hände! „Glücklich überstanden!“ Alle meine Lieben werde ich wiedersehen! O, und was werde ich leisten, jetzt, da ich meine Gesundheit wieder habel! Schon regen sich Hoffnungen, Pläne — der Ehrgeiz peitscht mit den ersten Hieben den eben dem Tode entronnenen Körper. Einem Märchen gleich ist das rätselhafte Band eines kurzen Glückes fortgezogen.

Ist hier die Pforte, die Leben vom Tode trennt? Ein Schritt jubelnd entscheidet. Von der Narkose des narkotisierenden Arztes, von ein paar Tropfen Chloroform, von den Funktionen Deines Herzens, von irgendeinem Zufall hängt es ab, ob Du jemals wiederkehrst. Du stehst an der Schwelle.

Ist es aber der Tod, dann können wir ihn willkommen heißen — als lieben Gast. Er ist verschrien als heimtückischer Denkers-Freud, vielleicht ist er in Wirklichkeit ein liebenswürdiger Weismarschall. Während sie uns den Leib ausschneiden, Glieder abschneiden, Knochen aufstemmen, Eiter austragen, — läßt er uns durch Weltenträume wandeln. — —

Der Wärter hat mir alle meine Sachen zurechtgelegt: der Tag des Abschiedes ist da. Ich will es still und unauffällig machen. Jeder Gehende weckt trübe Gefühle in vielen Zurückbleibenden, weniger Glücklichen. Den Koffer in der Hand schleiche ich durch den weiten Korridor. — An der Treppe, die zum Operationssaal führt, sehe ich noch einmal den Stabsarzt in seinem weißen Mittel. Vor ihm ein dreizehnjähriger Junge — bleich, mit schlötternden Knien. „Er fürchtet sich so vor der Operation“ — sagt die Mutter weinend. Der Stabsarzt nimmt lachend die Hände des Knaben und schüttelt sie kräftig, ohne ein Wort zu sprechen. Aber sein Lachen sagt deutlich zu dem zitternden Kinde: „Sieh mich an! Na, sieh mich doch an! Sehe ich aus, wie einer, der Dir was tut?“ Er befühl, gleichsam mit Geringschätzung, den Schaden und läßt wieder: „Das bisschen, das Du da hast, macht Dich fürchtam? Das ist ja Kinderspiel für uns beide! Das kriegen wir, mein Güter!“ Ermatigt, entschlossen geht der Junge die Treppe hinan. Einen Augenblick sieht ihm der Arzt ernst, mitleidig nach, dann gibt er dem Wärter sachliche Anweisungen für das Kommende. Er erblickt dabei mich, reicht mir die Hand und wünscht mir gute Reise. Ich weiß kein Wort des Dankes mehr zu sagen — ich würde am liebsten die Hand, die so sicher mit Meißel und Hammer menschliche Schädel spaltet, küssen.

Der verhängnisvolle Anker.

Die Geschichte eines Speiekerkriegs.

Halbwegs zwischen Trier und Koblenz liegen an der Mosel einander gegenüber zwei Städtchen: Traben und Trarbach, seit einigen Jahren zu einer Gemeinde vereinigt. Beide waren bis dahin alte gemütliche Nester, sind aber mittlerweile durch den Aufschwung des Weinhandels und durch die Ausnutzung des heilkräftigen Wildbades zu kleinen Hochburgen des Kapitalismus geworden, in denen die bekannte Mischung von reichen Besitzern und mehr oder weniger proletarisierten Küfern, Tagelöhnern usw. herrscht.

Es ist noch nicht anderthalb Jahrzehnte her, da wurde die bisherige Art der Verbindung zwischen beiden Orten, die Fähr- — oder Parte, wie man dort sagt — durch eine große, schöne Brücke ersetzt. Schon vorher waren allerhand gemeinnützige Einrichtungen wie Post, elektrisches Licht und dergleichen von Traben-Trarbach gemeinsam betrieben worden. Dann kam, wie gesagt, die Brücke, und schließlich die langersehnte, aber auch lang bekämpfte Eingemeindung Trabens — denn um eine solche handelte es sich tatsächlich, wenn auch diese Bezeichnung offiziell vermieden wurde, um den Lokalpatriotismus der Trabener zu schonen.

Ueber die Vorteile dieser Vereinigung für beide Ortschaften ist kein Wort zu verlieren. Ebensovienig wie über den Nutzen, den schon vorher die gemeinsame Verwaltung und Unterhaltung dieser oder jener Institutionen den Bewohnern beider Orte gebracht hatte. Aber dennoch hatte sich im selben Maße, wie die kommunale Annäherung fortschritt, eine gewisse Feindseligkeit zwischen den beiden Orten entwickelt und vergrößert. Warum, ist schwer zu sagen. Die Trabener schoben natürlich die Schuld auf die Trarbacher — und umgekehrt. Man gelangte soweit, daß man Charakterunterschiede zwischen der Bevölkerung beider Ufer feststellte, wobei jedes Ufer seine Einwohner als die tapfereren und intelligenteren, die des anderen Ufers aber als die roheren und blöderen bezeichnete.

Schon jahrelang tobte ein eifersüchtiger Kampf. Die Regierung hatte oft Mühe genug, Gerechtigkeit walten zu lassen. War in Trarbach von altersher die höhere Schule, so bekam Traben die Eisenbahn und das Hauptpostamt. Dafür lag dann wieder die höhere Mädchenschule in Trarbach, bis später die Trabener das Übergewicht erlangten und sie zu sich herüber zogen.

Die beiden höheren Schulen sind wichtige Momente für das Verständnis des bitteren Hasses zwischen Traben und Trarbach. Denn die Führer auf beiden Seiten waren von jeher eine Handvoll sehr begüterter und einflußreicher Leute, die schon wegen des Schulweges ihrer Kinder ein Interesse an der Lage der Schul-Lokalitäten hatten.

In solchen Nestern, die lange Zeit von keinem frischen Luftzug erreicht wurden, gedeiht natürlich der öddeste Materialismus, schlecht verhüllt durch vereinzelte sogenannte Bildungsbestrebungen, die halb der Mode, halb dem Unterhaltungsbedürfnis entsprungen und natürlich ganz allein den Besitzenden zugute kommen. Die Kontorarbeit dieser Weinhändler ist begreiflicherweise selbst bei den geringeren Köpfen nicht instande, die geistigen Bedürfnisse zu befriedigen. Es bleibt der Drang, sich irgendwie auf höheren Gebieten zu betätigen, und da boten sich vor allem die lokalen Par-

lamentale, der Kirchenvorstand und die Gemeindevertretung. Politische Strömungen gab es da natürlich nicht. Gewählt wurden einfach die sogenannten angesehensten Männer der Stadt, die dann mit Eifer ihre eigenen Interessen wahrnahmen. Wenn ein Streit über sozusagen höhere Dinge entbrannte, so ging es sicher um eine ganz ausgefallene Sache. So stritt man sich jahrelang im Kirchenvorstand um die Frage, ob der gemeinsame Abendmahlskelch durch den Einzelschloß ersetzt werden sollte, durch „Einzeldippen“, wie die Anhänger des gemeinsamen Kelches sich ausdrückten.

Im übrigen entwickelte sich mit dem zunehmenden Reichtum ein Wettstreit besonderer Art. Jeder wollte es dem Nachbar zutun. Nicht etwa indem man nützliche Anstalten schuf, Krankenhäuser, Mutterschulen, Bäder. Nein, man wetteiferte in Luxusbauten. Zunächst bei den Privathäusern, dann aber auch bei den öffentlichen Gebäuden. Die Trarbacher stießen einen Anbau ans Rathaus, um ein Postamt unterzubringen. Wartet nur, ihr Prozen! sagten die Trabener und bauten ein ganz neues Rathaus, dessen Kosten in die Hunderttausende gingen. Da gleich darauf durch die Eingemeindung dieses Rathauses überflüssig wurde, verlegte man die höhere Mädchenschule dahinein.

Viele Jahre lang sammelte sich der Groll zwischen beiden Gemeinden an, bis es im Jahre 1903 zum offenen Kriege kam, und zwar um einen alten Anker.

Ich deutete schon an, daß die Entstehung der Brücke nicht eine Annäherung, sondern eine Entfremdung der beiden Orte herbeiführte. Wenn heutzutage eine Eisenbahn, eine Chaussee oder eine Brücke gebaut wird, so pflegt dabei ein militärisches Interesse maßgebend zu sein. Im ganzen kommt aber doch so eine Einrichtung den frieblichen Bürgern zugute. Umgekehrt in Traben-Trarbach. Hier wurde die Brücke zum Streitobjekt und dann auch noch eine für den Lokalfeldzug wichtige Heeresstraße.

Zunächst gab es großen Streit über die Frage, wo der Brückenzoll erhoben werden sollte. Auf beiden Ufern? Das hätte zwei Brückenhäuschen und doppeltes Personal erfordert. Man entschied sich also dafür, nur auf einer Seite ein Zollhaus zu erbauen, und zwar auf der Trabener Seite. Wer von dort aus auf die Brücke will, muß also zahlen, während die Trarbacher bis zum anderen Ufer frei die Brücke beschreiten dürfen. Das taten sie denn auch weidlich. Abends zogen sie mit Kind und Kegel über die schöne, neue Brücke bis zum Zollhaus, lachten die jenseits zornig versammelten Trabener aus und kehrten wieder um. Das konnten die Trabener den Trarbachern nicht vergessen.

Der Haß wuchs. Er wartete nur auf eine Gelegenheit, um auszubrechen, und die kam endlich im Frühling des Jahres 1903. Damals hatte man aus der Mosel einen riesigen verrosteten Anker herausgebaggert: „aus der Zeit Ludwigs XIV.“, in die man alles zu verweisen pflegt, was hier gefunden wird. Da man nicht wußte, was man mit dem Ding anfangen sollte, überwies man es schließlich dem Verschönerungsverein. Der Verschönerungsverein war zwar beiden Orten gemeinsam, aber nun entstand die Frage, wo man den Anker am wirksamsten aufstellen konnte. Vor allem: ob hüben oder drüben? Schlugen die Trabener ihren Marktplatz vor, so hielten die Trarbacher ihr Kriegerdenkmal für geeigneter. Was war zu tun? Ein endloser Streit um den verhängnisvollen Anker schien zu drohen, bis man endlich auf den rettenden Ausweg kam, den Anker bis auf weiteres in Trarbach auf einen Platz niederzulegen, an dem der Apotheker, der Vorsitzende des Verschönerungsvereins, sein Haus hatte. Man schmückte den Platz ein wenig aus, und der Anker fand vor der Apotheke Ruhe.

Hier blieb er eine Zeitlang liegen. Nichts rührte sich. Alles schien zufrieden.

Aber eines Morgens öffnet der Apotheker und Vorsitzende des Verschönerungsvereins seine Fensterläden, will wie gewöhnlich einen lokalpatriotischen Blick auf die Pirde seiner Stadt werfen — und steht starr. Der Anker ist verschwunden.

Großes Hallo. Schon kommt ein Trarbacher aus Traben zurück: Die Trabener haben unseren Anker gestohlen! Er liegt drüben auf dem Marktplatz.

Erst allmählich erfuhr man, wie das zugegangen war: In finsterner Nacht — um 11 Uhr pünktlich ertönte die gesamte Straßenbeleuchtung — war eine Schar mutiger Trabener eingedrungen. Sie brachten einen Karren mit, dessen Räder sorgfältig ungewidelt waren. Lauflos wurde die schwere Arbeit des Aufladens erledigt, und ebenso lautlos ging der Transport vonstatten. Aus einem Bäderladen sahen neugierig ein paar Gefellen in die Morgenluft hinaus: es wurde ihnen der Rat gegeben, schleunigst zu verduften, wenn ihnen nicht heimgeleuchtet werden sollte. Auf dem Trabener Marktplatz, am Brunnen, machte der Zug Halt. Hier legte man den Anker feierlich nieder und zementierte für alle Fälle die Kette unter dem Brunnen fest in den Boden hinein! Falls die verfluchten Trarbacher . . .

Die Urheber dieser Mäuberei waren natürlich begüterte Trabener Lokalpatrioten, denen es mit saurem Wein und süßen Worten leicht gelungen war, ein paar Duzend Küfer, Handwerker und sonstige starke Gefellen ebenfalls in einen Lokalchauvinismus hineinzubringen, der ihnen die Wiedergewinnung des Ankers zur heiligen Pflicht machte, dieses Ankers, der aus der Zeit ärgster französischer Tyrannei stammte.

In Trarbach griff eine dumpfe Verzweiflung Platz. Bittere Reden, finstere Drohungen wurden laut. Die angewandte List und Heimlichkeit verdroß vielleicht am allermeisten. Dazu kam der übermütige Hohn der Trabener. Es wurden Ansichtskarten

hergestellt und in alle Welt verbannt, auf denen der „Niesenanfer auf dem Marktplatz“ zu sehen war, mit dem begeisterten Volke im Hintergrunde. Bei einem Feste wurde auf dem Trabener Berge ein Feuerwerk abgebrannt, in dem ein riesiger Anker die Hauptrolle spielte, so daß er den Trarbachern drüben recht in die Augen stechen mußte.

Um einzuweichen doch etwas zu tun, sagten die Trarbacher den Trabenern regelrecht die Fehde an: wir kommen und holen uns unseren Anker, wartet nur ab!

Sofort wurden in Traben, wo man seit der Heimführung des Ankers jede Nacht Posten aufstellte, die Wachen verdoppelt. Nacht Tage lang wartete man und wachte die ganze Nacht hindurch. Die junge Mannschaft sah teils in den Kneipen, teils hielt sie von der Brücke aus scharfen Hundsbild oder patrouillierte in den Straßen und am Ufer, denn vielleicht kamen die schlauen Trarbacher mit Räubern, um dem Feind in den Rücken zu fallen.

Doch die Trarbacher waren noch schlauer. Erst am achten Tage zogen sie los, als sie darauf rechnen konnten, daß die Wachsamkeit der Trabener nachgelassen haben würde. Im stillen Zuge machten sie sich, an die hundert Mann stark und mit allen nötigen Waffen und Werkzeugen versehen, auf den Weg. Da nach 11 Uhr abends die Brückenpassage frei ist, konnte kein Zollner sie verraten, und so gelangten sie unbemerkt ans feindliche Ufer. Hier aber stießen sie auf einen wachsamem Trabener. Zwar fielen sie sofort über ihn her, aber er erhob seine Stimme und rief mörderlich um Hilfe. Im Nu war die Stadt auf den Beinen. Doch bis die weisungsfähige Mannschaft sich in die Waffen oder auch nur in die Hosen geworfen hatte, waren die Trarbacher schon am Ziel. Einzelne Verteidiger, die noch eben rechtzeitig auf dem Plage erschienen, hatten schwer zu leiden. Ein bekannter Bürger, seines Zeichens ein Schiffer, setzte sich, nur mit Hemd und Hose angetan, durchschlägt von spartanischem Heroismus, ritlings auf den gefährdeten Anker und hielt ihn mit allen Vieren eng umklammert, fest entschlossen, nicht von dem heiligen Gute zu lassen. Der Mann wurde jämmerlich verprügelt und von den feindlichen Heeresmassen schließlich doch aus seiner Position geworfen.

Die einen der Angreifer feilten und schlugen währenddessen die Kette entzwei, die so fest in die Erde eingelassen war, daß an ein Loslösen nicht gedacht werden konnte; die anderen warfen sich den heranströmenden Verteidigern des städtischen Palladiums entgegen. Inzwischen war die Trabener Feuerwehr alarmiert worden. Ihr Signal ertönte. Die Schlacht war im vollen Gange.

Schon hatte man den Anker aufgeladen und kämpfte um den Mühlweg zur Brücke.

Bisher waren es nur ein paar Duzend Trabener gewesen, die ihre Vaterstadt verteidigten. Unter ihnen ein Unglücklicher, der bei dem Feuerlärm schlaftrunken auf dem Bette und unter die Haustür fuhr, nur mit Pantoffeln und Hemd bekleidet, aber dafür mit einer Sense bewaffnet. Der Arme wurde ergriffen und ihm gehörig „der Mittel gelüftet“. So bekam er die ungehemmte Wucht der Trarbacher Prügel zu schmecken.

Mittlerweile aber hatte sich die Hauptstreitmacht der über-rumpelten Trabener versammelt und stürzte sich nun auf die räuberischen Trarbacher. Ein großes Blutvergießen wäre unvermeidlich gewesen, wenn sich nicht der Trabener Bürgermeister zwischen die Parteien geworfen und seine Bürger zurückgehalten hätte. Er war just in der Nacht vom Urlaub zurückgekehrt, um nun die Kampfeslust und Mut der Trarbacher auf sich zu richten. Ihm wurde in der Dunkelheit, auch von seinen eigenen Untertanen, sehr übel mitgespielt, doch gelang es inzwischen den Trarbachern, mit dem wiedereroberten Anker die Brücke zu erreichen.

So war es drei Uhr geworden. Als man sich dem heimischen Ufer näherte, tauchten Gestalten auf. Sollte der Feind die Mühlzuglinie besetzt haben? Sollte der Feind die Mühlzuglinie besetzt haben? Aber nein: Trarbach erwartete seine heimkehrenden Sieger! Und in dem Augenblick, wo der den Anker bergende Wagen auf Trarbacher Pflaster rollte, setzte es schmetternd ein: „Siehste woll, da kommt er . . .“ Die Stadtkapelle war im Komplott und begrüßte unter ungeheurer Begeisterung des nächtlichen Publikums den gereckten Anker mit Pauken und Trompeten.

Der Sieg der Trarbacher war vollständig, darüber konnte kein Zweifel sein. Um so maßloser war die Aufregung in Traben, von dort her mußte man alles befürchten. Da der Anker auf seinem alten Plage, vor der Apollhele, wo man ihn zunächst wieder hingeschafft hatte, nicht sicher genug schien, legte man ihn anderen Tags im Rathhaus nieder.

In Traben passierten unterdes schlimme Dinge. Man maß dem Bürgermeister die Schuld an der gelungenen Einführung bei, die man ohne sein Eingreifen wohl verhindert haben würde. Die Volksseele kochte über, und ein Mann versuchte den Bürgermeister zu erschießen. Zum Glück ging die Kugel daneben; und der verständige Bürgermeister sorgte dafür, daß sich die Angelegenheit vor Gericht als ein bloßer Zufall entpuppte.

Die Regierung aber hatte die Sache satt. Patriotismus ist gut, dachte sie, aber er muß ein würdiges Objekt haben. Der Anker nun ging erstens, im Gegensatz zu Marokko, niemanden in Deutschland etwas an — und zweitens hatte er, im Gegenteil zu Südwestafrika, keine Milliarde und keine Million, ja überhaupt nichts gekostet. War der Anker also ein würdiges Objekt? Er war kein würdiges Objekt.

Daher griff die Regierung energisch ein und stellte eine Art Ultimatum. Nach einigem Ueberlegen dekretierte der unschuldigschuldige Verschönerungsverein, daß der verhängnisvolle Anker in Stücke geschlagen und einer Gießerei übersandt werde. Und so geschah es.

Die Feindschaft aber zwischen den beiden Orten dauert noch an, und wenn die Trabener nicht das Trarbacher Sängerverein besuchen, so ignorieren die Trarbacher das Trabener Sängerverein. R. F.

Kleines Feuilleton.

Die Wahrheit über die Schatzkiste von Vigo. Vor einigen Tagen machte der „Temps“ die Mitteilung, daß zurzeit wieder eine Expedition ausgerüstet wird, deren Ziel es ist, die in der Bai von Vigo versunkenen spanischen Schatzkisten zu suchen und die angeblüh in den Tiefen des Meeres ruhende kostbare Ladung zu bergen. Bekanntlich zerstörte die Engländer im Jahre 1702 im Hafen von Vigo die große spanische Silberflotte. Nun ergreift in dieser Angelegenheit mit einer interessanten Zuschrift der französische Konsul in Stuttgart, Robert Armez, das Wort, um diese immer wiederlebende und ansehnend unausrottbare Legende von den in der Bai von Vigo versunkenen Millionenschatzen zu zerstören. Armez war jahrelang in Vigo Konsul und benutzte seine Mußstunden, um durch ein eingehendes Studium der Archive und der noch erhaltenen zeitgenössischen Dokumente der Frage der Schatzkisten auf den Grund zu gehen.

Aus dem von dem Konsul gesammelten dokumentarischen Material ergibt es sich, daß die berühmten, aus Amerika gekommenen Silber- und Goldschätze längst gelandet waren, ehe George Rooke die spanische Flotte angriff. In der Tat lagen mehrere Monate zwischen der Ankunft der Schatzkisten in Vigo und der am 22. September 1702 erfolgten Vernichtung der Flotte. Die ganze kostbare Ladung war damals längst ans Land gebracht; es gab sogar langwierige Verhandlungen mit der Stadt Cadix, die damals ein Privilegium des Handels mit der neuen Welt hatte und gegen die Ausladung der Schiffe in Vigo protestierte. Die Angelegenheit wurde vor den Rat von Castilien gebracht und nach langen Verhandlungen wurde dann beschlossen, die Gold- und Silberschätze sofort in Vigo zu landen; die Ladung an kostbaren Edelhölzern, die die Schiffe außer dem Metall noch an Bord führten, sollte dagegen nicht gelöscht werden: es war vorgesehen, daß die Schiffe nach der Ausladung des Goldes und des Silbers nach Cadix gehen sollten, um dort ihre Edelholzlading an Land zu bringen. In den Bürgermeisterämtern der in der Umgebung von Vigo liegenden kleinen Gemeinden sind noch heute die Requisitionsscheine über die Maulesel und Wagen erhalten, die damals von den Gemeinden gestellt werden mußten, um die Schätze nach Madrid zu überführen. Die Lokalchroniken berichten dann, daß die Edelmetalltransporte niemals Madrid erreichten: sie wurden auf der Reise ausgeplündert, entweder durch die Bewohner von Nebondela oder mit Hilfe der Beamten und Fuhrleute, die den Transport auszuführen hatten. Den Räubern war es höchst willkommen, daß in zwischen die Schiffe in der Bai von Vigo untergingen: sie machten sich diesen Umstand zunutze, um auszuführen, daß die Schätze noch an Bord waren und mit in die Tiefe gesunken wären. Daraus entstand dann die Legende der versunkenen Schätze.

In Wirklichkeit kennt man die Lage der untergegangenen Schiffe sehr genau und hat sie stets gefasst: sie liegen an einer bestimmten Stelle einer schmalen Wasserstraße in einer Tiefe von nur 8-10 Metern in schwarzem Schlamm. Das Wasser ist hier nicht durchsichtig, was die Arbeiten erschwert; trotzdem ist es schon mehrfach gelungen, allerlei Gegenstände aus den versunkenen Schiffen zu bergen: Anker, Kanonen, Ketten, Holzstücke und selbst einen silbernen Teller. Wenn auch vereinzelt frühere Versuche zur Bergung der Schatzkisten in gutem Glauben unternommen wurden und ernsthafter Natur waren: nur allzu viele der in England und in Amerika begründeten „Vergungsgesellschaften“ wollen viel weniger in der Bai von Vigo als in den Taschen ihrer Aktionäre Schätze graben.

Heilkunde.

Der Mann mit dem gepanzerten Schädel. Der „Temps“ erzählt von einem stiegenden Blumenhändler, der sich einer gepanzerten Schädeldecke erfreut. Vor einiger Zeit hatte er sich wegen einer Hirnanschwellung einer Operation unterziehen müssen, wobei ihm der Schädel durchbohrt wurde. Daher war eine weite Öffnung der Schädeldecke zurückgeblieben, die nur von Haut bedeckt war und fortwährend nervöse Störungen verursachte. Auch war er im Uebermaß den Scherzen seiner Konkurrenten ausgesetzt, die seine verwundbare Stelle wohl kannten. Daher wandte er sich an die Chirurgen der Salpetriere, die ihn operiert hatten, und diese ließen dem Unglücklichen eine neue Schädelkapsel herstellen. Ein Bildgießer nahm Maß und mittels Galvanoplastik stellte er zwei Schädelhälften aus Silber her, deren größte Dide einen Millimeter betrug und die reichlich durchbohrt waren, um Luft durchzulassen. Das ganze war überdeckt von einem Haargeewebe, das in der Farbe den Haaren des Blumenhändlers glich. Die beiden Halbfugeln wurden über dem Schädel des Unglücklichen angebracht, und abgesehen von der ästhetischen Wirkung schützten sie das Gehirn vor möglichen äußeren Verletzungen.